



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 52

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

Josef Valentins Neujahrstag.

Von Johanna M. Lantau. (Madama verh.)

Auf der hartgebrochenen Straße vor dem Bezirksgericht blies der Ostwind ein Staubfäulchen um das andere empor und fuhr zuseht sauchend in den Schornstein des Amtszimmers. Dort wuchsen schon graue Schatten bis an die Decke, von der nahen Stadtkirche trarrten die vier Stundenschläge des letzten Jahrestages. Josef Valentin ließ sie leise: „Noch eine Stunde!“ Dann türmte sich der Altentopf raschelnd immer höher. Der alte Amtsdienstler zündete unhandlich die Gasflamme an und schlurte wieder brummend hinaus. Nun war gelbes Licht und warmer Schein ringsum. Was mochten sie jetzt daheim treiben? Die Kollegen würden keine Versekung neidvoll beim Silvesterpunsch durchsprechen, und zu Hause legte seine Mutter die roten Bratäpfel in die heiße Pfanne. „Ach Gott, der Junge kommt ja nicht wie sonst...!“



Prinz Wilhelm zu Wied, Kandidat für den Thron von Albanien. (Mit Text.)

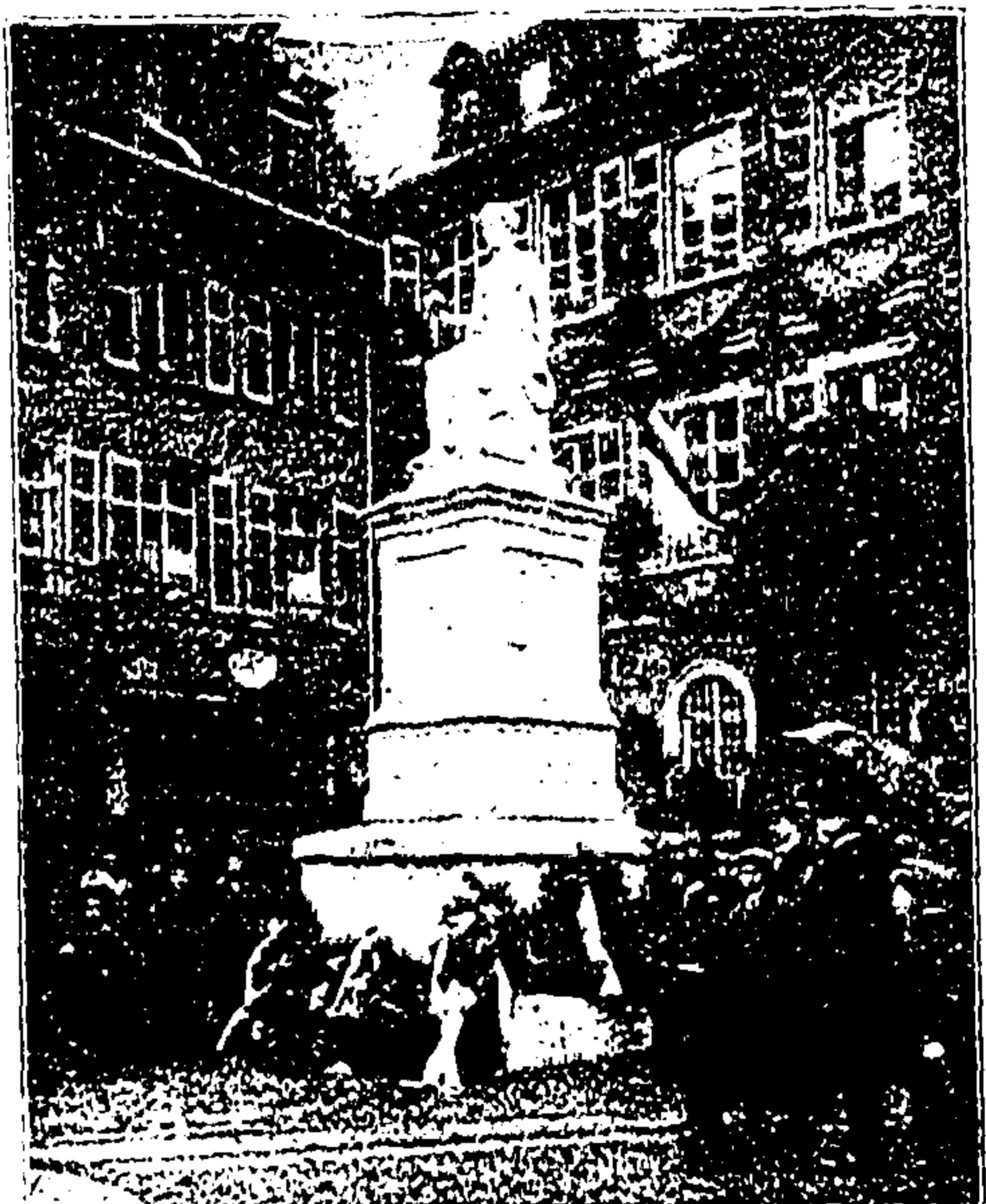
Vor seinem Bücherbord bleibt sie stehen und freilich jacht und liebtlos über die glänzenden Buchrücken, auch über den Flügel müht ihre weiße Hand. „Wie ihm seine Seelenharie fehlen wird!“ und sie lächelt lieb und leise. Dann glättet sie die schwarze Seidenbesen und hält Dämmerstunde, ihre Gedanken suchen wieder den Sohn, draußen weht die blaue Stunde ihre Schleier um die verschneiten Giebel und Dächer. Ein Licht flammt in dem Nachbarhause auf. Die Domglocke ruft dumpf zur Abendandacht, zum Silvestergottesdienst. Groß und klein stapft die stille weiße Gasse entlang. So hatte Doktor Joseph Valentin, i. t. Statthaltereipraktikant und Hätschelhaus, wie ihn sein lustiger Chef daheim nannte, die Hand über die Augen gelegt und im Amt geträumt: wie dem heimwehkranken Knaben im Wunderhorn ward es ihm weh und weich zumute, durch seine Brust zog die Seh-

zögernd. Wollte das alte Jahr Abschied nehmen können und eine gute Zukunft prophezeien? Er lachte leise und spöttisch. Was denn? Ein weiteres Jahr mit schmalem Gehalt und mit der Sehnsucht nach Beförderung. Da klopfte es deutlich -- keine Täuschung mehr!

„Hervin!“ rief er laut und feste die Amtsmiere auf.
 „Guten Abend, Herr!“ Mit einem Zugwindstoß trat ein Handwerksbursche ein, verwirren, zerlummt, das Kellisen an der Seite und in geduckter Haltung.

Josef Valentin schraubte die Lampe höher und streckte, ohne sich umzusehen, die Hand aus.
 „Die Papiere!“

Es dauerte ein Weilschen, ehe die steifen blauroten Finger die Paktentasche fanden, endlich kam das in ein blaues Tuch gewickelte Buch zum Vorschein. Die Spitze des Federhalters zeigte auf die Tischcke. -- „Hierher!“ Dann jachte Valentin mit weisen Fingern nach dem Papierbündel. -- Eine



Denkmal für Justus v. Liebig in Darmstadt. (Phot. Franz Wäger, Wiesbaden. Mit Text.)

Zeitlang hörte man nur die Feder kribeln, die eilig über das Schriftstück flog. Die Bestätigung, Ort, Datum und der Name des Regierungsbeamten -- das Buch klappte klatschend zu.

„Da haben Sie Ihren Ausweis, halten Sie sich nicht zu lange hier auf, Sie wissen --“

Keine Antwort. Josef Valentin schob den Stuhl mit einem Knick zurück und trat aus dem grellen Lampenschein in die dämmerige Ecke neben den Altenschrank, an dem der andere lehnte.

„Se, schlafen Sie, Sie --“ er schlug das Büchlein rasch wieder auf und suchte den Namen: „Anton Charet!“

Der junge Bursche stand mit geschlossenen Augen steif und starr wie eine Bildsäule da. Als ihn Valentin rüttelte, wäre er zu Boden gefallen, wenn nicht der Stuhl dicht daneben gestanden hätte. Darauf sank er um und lag dann mit rückwärts geneigtem Kopfe wie besinnungslos.

Da entsann sich Josef Valentin, daß ihm seine Mutter eine kleine Kognakflasche als Magenmedizin mitgegeben hatte, sie stand noch ungedünnet im Bücherregal. Er entforckte das Fläschchen und hielt es dem Ohnmächtigen an die Lippen.

Der scharfe Duft weckte die Lebensgeister wieder, ein Schluck und dann noch einer -- dann öffnete der Bursche die Augen.

„Na ja, das hilft immer! Ist Ihnen jetzt besser?“

„Ach Gott, das tut gut!“ ächzte er und versuchte aufzusehen.

nicht nach allem Lieben und Schönen daheim, nach sorgsamer Mutterliebe, treuen Freundeshänden und dem feinen trauten Hauber seiner alten Vaterstadt.
 Die Gasflamme sirrte über seinem Scheitel, vom Fenster her blies eifige Zugluft, die Uhr hastete vorwärts. Tiktik, Tiktik. Blösiglich ließ er die Hand sinken. Es kloppte an die Tür, leise, fast

„Sitzenbleiben!“ rief Valentin, „erst sagen Sie mir, wo es fehlt!“ Der Handwerksbursche machte eine Grimasse und wies nach der Flasche: „Seit vierundzwanzig Stunden der erste wärmende Tropfen!“

„Soll das heißen, daß Sie vor Hunger ohnmächtig wurden?“

„Muß wohl so sein — und die Wärme hierin —“

Valentin trat rasch in das Vorzimmer hinaus: „Kubizki!“ rief er dem Alten zu, „laufen Sie in den ‚Blauen Stern‘, und holen Sie etwas Warmes zu essen und zwei Glas Pilsner. Aber rasch!“

Als er wieder ins Zimmer trat, saß die Glendgestalt noch immer zusammengesauert auf dem Stuhle und starrte stumpfsinnig in das Licht. Zwei rote Flecken brannten auf den eingefallenen Wangen, die blauroten Hände lagen gespreizt auf den spitzen Anien. Als Kubizki mit dem Essen kam, fand er seinen Doktor eifrig schreibend vor. Erst als sich Joseph Valentin erhob und kurzerhand ein paar Altenbände mit Gepolter vom Tische warf, um Raum für Teller und Gläser zu schaffen, zuckte der Bursche zusammen.

„So, nun essen Sie und stärken Sie sich!“ sagte Valentin freundlich und schob einen Stuhl vor das Tischchen. Er selbst trat an das Fenster, steckte sich eine Zigarette an und sah in dem Spiegel des Glases, wie gierig der Hungrige über die Speise herfiel. Das Knirschen der Zähne und die heftigen Arm- und Kopfbewegungen waren deutlich zu hören. Erst als sein Gast das geleerte Glas aufatmend hinstellte, fragte er: „Na, hat's geschmeckt?“

„Ich kann nur sagen, Gott bezahlt's, Herr Doktor, falls Ihnen an der Bezahlung etwas liegt!“ Dann griff er hastig nach seinem Buche: „Und nun kann ich wohl gehen? Nochmals Dank für —“ sein Auge sah schon zu dem Teller hin.

„Gute Nacht!“ Die Türe klappete scharf.

„Ein Mann von vielen Worten ist er nicht, der Anton Charel“, meinte Valentin zu dem eintretenden Kubizki.

„Die Sorte kennt man, nicht mal ‚Gute Nacht‘ hat der Kerl gesagt!“

„Aber nur ein Glas Bier getrunken, und das andere für Sie gelassen, das ist besser als kalte Höflichkeit! Und nun brummen Sie nicht weiter, Kubizki, gönnen Sie's dem Armen und seien Sie froh, daß Sie heut' abend noch zum Karpfenschmaus gehen können.“ Dienstlich werdend, fragte er: „Liegt noch etwas vor? Nein! Sollte noch eine Meldung kommen, ich bin in meiner Wohnung.“

Kubizki blickte ihm blinzeln nach. Ein Sonderling, der Neue! Nicht mal heute ging er ins Gasthaus, nun mit den Kollegen den Silvesterpunsch zu trinken! Erzsolid! Aber er war forsch im Dienste, gerecht und wohl auch ein guter Mensch! . . .

Inzwischen schlenderte Doktor Joseph Valentin durch den weißen Winterabend seiner Wohnung zu. Er hatte sich nicht im Mittelpunkt der Stadt, sondern in der Mondsterngasse, die fast am äußersten Ende lag, eingemietet. Die einsame, schon halb ländliche Straße, gefiel ihm, und vor allem das Haus selbst, das einst ein Herrschaftssitz gewesen sein mochte. Ein alter, massiver Barockbau mit schön geschwungenen Fenstern, schmiedeeisernen Gittern und einem hohen zopfigen Stiegenhause. Er bewohnte zwei große Zimmer im ersten Stock bei Frau Krollspeck, die er in den wenigen Wochen als saubere und aufmerksame Wirtin schätzen gelernt hatte. Auch heute brannte schon die Lampe auf dem gedeckten Abendbrottisch. Ein Strauß von Tannentreis und weißen Christrosen stand auf dem blendenden Vinnen neben der jurrerenden Teemaschine, die Abendzeitung und einige Briefe lagen daneben. Der große Kaminofen gab behagliche Wärme von sich. O, Frau Krollspeck wußte schon gut Bescheid mit dem Geschmack ihres Doktors! Der brauchte auch nicht lange, um sich gemütlich zu fühlen, aß und trank, was aufgetischt war und konnte den Genuß mit einer Zigarette. Dennoch wollte sich das ruhige Behagen nicht wie sonst bei ihm einstellen, er schritt unruhig auf und ab und rauchte mechanisch. Anton Charel kam ihm in den Sinn, und ob der auch jetzt einen warmen Winkel und ein Obdach besaß. Ohne Geld, ohne Arbeit in der fremden Stadt am letzten Tage des Jahres! Merkwürdig, er hatte schon Hunderte von Stromerpapieren gestempelt und unterschrieben, wie es eben zum Amte gehörte, aber nie war er einem dieser armeneligen Gesellen nähergetreten. Vorhin, als ihn der Bursche mit den hohlen hungrigen Augen anblickte, ging's ihm durch und durch. Wie hatte er über das traurige Vettel- und Bummelleben dieser Menschen nachgedacht. Ziellos von Stadt zu Stadt auf der Suche nach Arbeit. Nur zu oft wies's ein Finden von Gelegenheiten zu Diebstahl und noch Schlimmerem! Armer Anton Charel! Mit einem kleinen Seufzer nahm Valentin die Lampe und setzte sie neben das Kolenpult auf seinen Flügel. Das alte Jahr sollte nicht lang und klanglos scheiden gehen. Bald löschten ernste tolle Löhne alle Schatten aus seiner Seele. Brahms dritte Sinfonie, sein Liebling, der zweite Satz, lang durchs Zimmer, klar, kraftvoll, deutlich! Noch ein paar Lieder und als letztes das kind-

lich-fromme Kirchenlied: „Das Jahr geht still zu Ende“ . . . Das hatte er stets der Mutter vorspielen müssen, sie würde daran auch heute denken, die Gute! Und wieder spann sich der goldene Sehnsuchtsfaden von ihm zur Heimat.

Klingend wie ein altmodisches Glockenspiel lang die Uhr auf dem Kaminsims die zehnte Stunde ab. Joseph Valentin erwachte aus seinen Träumereien. Nur noch zwei Stunden bis Mitternacht! Nein, er wollte das neue Jahr wachend begrüßen! In dem großen altväterischen Polsterstuhl konnte man es schon bis dahin aushalten! Aber seine Lampe brannte immer düsterer — richtig, die sparsame Wirtin hatte nicht mehr Öl als sonst aufgegossen, meinend, daß ihr „solider Herr“ auch an diesem Abend rechtzeitig zur Ruhe gehen würde. Rasch entschlossen löschte Joseph Valentin die trübe Lampe aus, ein paar Stunden im Dunkeln verträumen kann nichts schaden. Einmal im Jahre soll man so wie so Einsicht bei sich selber halten, pflegte die Mutter zu sagen, dazu war nun gleich die beste Gelegenheit gekommen!

Wie fein und vornehm das Zimmer im Dunkeln ausfiel! Das weiße Licht des Mondes versilberte die bunten Blumen auf dem Teppich und legte um alles einen gleißenden Schein. Die Schösser der altfränkischen Mahagonimöbel flimmerten golden, spiegelnder Glanz ging von den zierlich geschweiften Schränken und Tischchen aus. Tannenduft hing in der behaglichen Wärme, nur die schwarzen und weißen Tasten seines Flügel leuchteten grell wie die Zähne eines schwarzen Riesentieres aus dem grauen Dämmerlicht. Die matten Goldschnörkel der Decke, die verbliebenen Pastellbilder an der grau-blauen Seidentapete, der reiche Stuckzierat über den Türen, der große, halbblinde, venetianische Glaspiegel — all die verbrauchte und abgenutzte Herrlichkeit dieses Raumes erschien jetzt in einem verschönten Lichte. Saß da nicht ein zierliches Kokotodmädchen auf dem beklünten Seidencanapee und klopfte mit dem Stöckelschuh aus Atlas das Parkett? Ein weißbezopfter Kavalier stand an dem glitzernden Gueridon drüben und zündete bedächtig eine Meißner Räucherchale an, helle bläuliche Wölkchen stiegen auf und erfüllten das Gemach mit dem süßlichen Duft von Ambra und Zedernholz. Allmählich traten die Gäste ein: alte, würdige Herren mit goldgestickten Westen, Anichosen und großen Haarbeuteln, junge, tänzelnde Männer mit Spitzenjabots und Edelsteinen an dem buntseidenen Festkleide, und endlich zarte Mädchengestalten in hellfarbigen, geräfften Atlasröcken und spitzen Niedertailen aus Vrotat- und Goldgeweben. Immer dichter, immer größer ward der wiegende, lächelnde, farbenbunte Kreis. Tuscheln, Schwäzen und Nichern erfüllte jeden Winkel. Dazu strahlten funkelnde Leuchter den sanftsten Glanz der gelben Wachskerzen aus, Vornehmheit, Pracht und Schönheit war an allen Ecken und Enden. Aber ganz in der Nähe flüsterten zwei leise und hastig miteinander, fast erregt und böse, gar nicht, wie es so seinen, heiteren Leuten zukam. Wie aus weiter Ferne klangen die rauhen, gurgelnden Töne näher an Joseph Valentins Ohr.

„Laß aus!“ zischte es dann schlangengleich, „laß aus, oder ich schlag' Lärm!“

„Nix is, der muß dran glauben!“ war die wütende Antwort. „Der nicht! Geh, geh, oder es geschieht was!“ drohte die erste Stimme wieder.

„Du Hund, hast mir 'ne Falle gestellt!“ leuchte der andere. „Nein, nein, ich leid's nur nicht, daß du ihm was tußt! Pack dich, du Schuft!“

Da schienen die beiden handgemein zu werden, ein kurzes, heißes Ringen und ein dumpfer Fall. Joseph Valentin fuhr empor. Er war eingeschlafen und hatte geträumt, wahrhaftig! Wie mit einem Schlage entfloh auch das bunte Traumbild. Aber standen nicht zwei dunkle Gestalten dort drüben neben der hohen Flügeltür? Ganz deutlich sah sein Auge die schwarzen Schatten plötzlich an der grauen Holzverkleidung hinhuschen. Mit einem Ruck sprang er empor.

„Wer ist da?“ rief er hell und scharf und lief auf seine Schlafzimmertür zu, wo sein Revolver neben seinem Bette lag. Aber plötzlich verschwanden die beiden Gestalten, als hätte sie die Erde verschlungen. Valentin brauchte seine Waffe nicht zu holen, wie die Gebilde seines Traumes waren jene Eindringlinge entwichen, weder durchs Fenster noch durch die von innen verriegelte Tür. Und doch mußte alles mit rechten Dingen zugegangen sein! Rasch zündete er eine Kerze an und hielt Umschau, aber weder hinter dem Flügel noch hinter den Möbelstücken fand sich eine Spur. Er leuchtete die tiefen Mauerritzen der Fenster ab — nichts! Auch die einsame Straße war menschenleer. Als er vom Fenster zurücktrat, stieß sein Fuß an einen Gegenstand; er hob ihn auf und betrachtete ihn bebend beim flackernden Kerzenschein. Wie gut kannte er das Ding! Wie oft hatte bei den Verhandlungen solch ein Schlagging vor ihm auf dem Gerichtstische gelegen! Ein Grausen kroch über seinen Rücken, als er die Worte

weiße
Sund
nacht
D
der
Zimm
mit
leben
hätte
geira
wühl
Zem
denk
hüng
Tack
jahr
froh
sich
leud
sein
die
und
ein
schu
ben
dor
la
Mü
nöt
ber
me
schu
ten
gr
un
ebe
ne
W
de
he
de
w
le
u
si

wälte auf den nächsten Tisch warf. Seine Stirn brannte. Welch Wunder hatte den drohenden Mord verhindert? Wer konnte ihm nachstellen, und auf was für rätselhafte Art und Weise?

Da dröhnten plötzlich mächtige Glockenschläge durch die Stille der Nacht. Mitternacht! Das alte Jahr ging, das neue kam. Zinnend lauschte er den ehernen Tönen. Beinahe wäre auch er mit dem alten Jahre gegangen, gegangen auf Nimmerwiedersehen! Und nun wußte er auch, was das neue Jahr gebracht hatte. Trübselig hatte er am selben Nachmittage fast geringschätzig gefragt, was das kommende wohl in seinem Schoße trage. Nun wußte er es: das Leben, das schöne, hoffnungsreiche Leben! Sein Leben! Seine Zukunft! Und er mußte an den Spruch denken, der aus Perlen gestickt über seiner Mutter Nähstischchen hing: „Der dich behütet, schläft nicht!“

Schneeverhangen brach der Neujahrs morgen an. Alle grauen Tücher trugen weiße Hauben, alle Bäume diamantenes Geschmeide. Der Stadtwald glich einem Märchenhain. Frei und froh atmete Joseph Valentin die dünne reine Luft ein, er fühlte sich reich und glücklich, befreit von den Gefahren der Nacht. Mit leuchtenden Augen und lächelnden Lippen grüßte er die weiße, schimmernde Welt. Fast übermütig dankte er da und dort für die Glückwünsche, und als ihm der alte Kubiski feierlich „Glück und Segen und

ein recht langes, gesundes Leben“ wünschte, klopfte er ihm lachend den Rücken: „Nicht nötig, mein Lieber, der Himmel hat mir ja schon einen guten Neujahrsgruß geschenkt und das Leben obendrein!“

Das Künftro- nenstück und der joviale Ton verwirkten den Alten so sehr, daß er vergaß, sich über seinen Doktor zu wundern. — Dann aber verging der Vormittag wie alle andern im Amt, aber weder der verlegte Attenstoß noch ein kleiner Krger trübten Valentins frohe Festlaune.

Am zeitigen Nachmittage klingelte das Telephon an. Man teilte ihm mit, daß heute morgen in der „Roten Schenke“ eine Messerstecherei stattgefunden habe, einer der Messerhelden sei schwerverwundet zurückgeblieben, der andere habe die Flucht ergriffen. Der Tatbestand müsse sofort dort aufgenommen werden.

So flog nach einer halben Stunde sein Schlitten durch die Märchenwelt des Stadtwaldes der „Roten Schenke“ zu, die als verrufenes Gasthaus und Treffpunkt der Vagabunden galt.

„Was hat es wieder bei Euch gegeben?“ fragte Joseph Valentin den Wirt, einen listig dreinschauenden Mann.

„Nix, auf Ehr', Herr Doktor, gar nix oder sehr wenig!“

„Erzählen, aber die Wahrheit!“

„Alsdann —! Heut' in der Früh sind zwei Burschen gekommen und wollten Kaffee —“

„Nannten Sie die?“

„Wohl, wohl! Der Lange mit dem schieligen Auge passiert oft durch hier.“

„Und wer ist der andere?“

„Liegt drüben in der Kammer, hab' ihn nie mich gesehen!“

„So! Nun und weiter —“

„Nu, während Frau den Kaffee kocht, schreien die beiden mächtig, fangen zu rufen an und zuletzt sticht der Lange zu. Hat der Kleine einen Brüller getan — und ist lang hingefallen. Ach lauf' und hab's gemeldet; wie ich wiederkomm', ist er weg gewesen, der Lange. Ganz weg — nix zu machen!“

Ein spöttischer Blick streift das dumm-schlaue Gesicht des Wirts.

„Towohl, nix zu machen! Das paßt Euch grade! Warum sind Sie denn fortgelaufen, anstatt ihn festzuhalten? He?“

„Bitt' schön, Herr Doktor, bin ich Familienvater — hält' mich auch stechen können mit Messer!“

„Freunde sieht man nicht!“ meinte Joseph Valentin trocken dann blickte er in die stidige Gaststube.

„Wo ist denn der Verwundete? Ist er verbunden worden?“

„Doktor Zelinka meint, wird nix viel aus ihm werden, gar nix!“

Damit öffnete er eine geräumige Kammer am Ahrende.

In der Mitte stand ein schmales Feldbett, darauf lag der Kranke.

„Ist er bei Besinnung?“ Die Wirtsfrau nickte und ging hinaus.

„Ich muß jetzt einige Fragen an Sie richten. Sagen Sie mir, wenn es Ihnen zu viel wird, dann machen wir eine kleine Pause.“

Damit ließ sich Valentin auf den Schemel neben dem Bette nieder und suchte sein Notizbuch. Der Kranke stieß einen heiseren Laut aus und zerrte die Decke an das verbundene Gesicht.

„Nun, wie heißen Sie?“

„Blödsinnig legte sich eine kalte Hand auf Valentins Rechte.“

„Ach Gott“, wimmerte es unter dem Verbaude. „Sie müssen mich doch kennen, Herr Doktor —“

Valentin beugte sich über ihn. Diese heißen Augen, dieser scharfe und furchtsame Blick kamen ihm bekannt vor — und diese

schmalen, blau-

roten Hände. —

„Anton Charet,

wahrscheinlich! —

Was ist Ihnen

denn zugesto-

ßen, Menschen-

kind?“

„Nichts wei-

ter, als daß ein

elendes Leben

zu Ende geht!

Aber ich — ich

durfte doch zu

lest noch etwas

Gutes machen!“

„Sie werden

schon wieder ge-

fund werden.“

Charet, und

wenn ich dann

etwas für Sie

tu kann —“

„Zu spät! ...

Wissen Sie, was

für einen ich bin?

Und Sie reden

wie ein Mensch

mit mir! Wie

einen Ausläu-

ger haben mich

die anderen alle

behandelt! Sie

nicht!“

Ergreift den Kelch! Durch Nacht und Tod
hat mancher Weg geführt.

Und ob uns heißer Kampf umdroht —
Das Leben triumphiert!

Die Rose, die der Sturm geknickt,
Entsprießt in neuer Pracht,

Die Blitze, die uns wild umzuckt,
Besiegt der Sonne Macht!

Stoßt an! Das Leben triumphiert
Mit seiner Wünsche Schar.

Die Hoffnung hab' ich mir gekürt —
Ein Hoch dem Neuen Jahr!

Der Morgenröte lichter Strahl
Im Herzen tief entglomm ...

So rufen wir ihm allzumal
Ein freudiges Willkommen!

J. M. Burda.



Neujahr!



Ergreift den funkelnden Pokal,

Gefüllt mit gold'nem Wein,

Beim fröhlichen Silvestermahl

Dem Neuen Jahr zu weihn!

Das Alte liegt dahingerast

Dem Flügelrad der Zeit —

In junger Schönheit, junger Kraft

Grüßt uns das Neue heut!

Ergreift den Becher! Lieb und Lust,

Sie bleiben stets uns hold.

Noch jauchzt das Herz in un'rer Brust

Beim feurigen Rebengold.

Ob auch verklungen manches Lied,

Manch kühner Traum zerrann —

Des Frohsinns Zaubersittich zieht

Uns wieder himmelan!

Ein Krampf erschütterte den abgekehrten Körper. Valentin hielt das Glas Wasser an die vertrockneten Lippen des Kranken. Ein tiefes Aufatmen.

„So, nun will ich Ihnen alles erzählen. Nein, das brauchen Sie nicht aufzuschreiben, das ist nur für Sie und hat mit der Stecherei nichts zu schaffen — nur zuletzt —“, wieder trat Attenmst ein, er rang wie ein Ertrinkender nach Luft. Nach einer Weile fuhr er mühsam fort: „Zwei Jahre bin ich mit dem, der mir den Leib zerstückt, zusammen gewesen — o, er hat meine Seele längst totgemacht! Lug und Trug banden uns fest aneinander, er hatte Besitz von mir ergriffen wie von einem Sklaven. Im Anfang hatten wir nur gemeinsam gebettelt, dann stahlen wir selbänder, er tat's, und ich stand Wache. Aber er war ein Plänenmacher und suchte nach einem ordentlichen Fischzug, wie er sagte. Deshalb zogen wir hierher, denn er ist in dem Neste gut bekannt. Vielleicht ist es seine Vaterstadt, denn er kennt jedes Haus und weiß jede Gasse. Er war früher Rauchfanglehrer, wissen Sie —“ Nach einer qualvollen Pause sprach der zuckende Mund weiter:

„Als wir gestern abend im Orte ankamen, schickte er mich zuerst aufs Bezirksgericht, der Papiere wegen. Die müssen immer in Ordnung sein, will man nicht in Verdacht kommen bei der Polizei. Nicht wahr? ... Er machte wohl inzwischen einen Gang, bei dem er mich nicht haben wollte. Das tat er oft, weil er mich nie ganz traute. Mein Herz sei von Meisbrot, pflegte er zu sagen. Als ich ihn später wieder in der Kneipe traf, fällt und froh. Der Herr Doktor weiß die Ursache —, vertraute mir mein Kumpen

einen feinen Plan an. In einem alten Hause in der und der Klasse läßt ein reicher alter Mann zur Miete. Den großen Küchenlampe fenne er wie seine Tasche, eine Strickleiter habe er schon besorgt. Und wenn wir erst im Vorjaal sind, ist's ein Kinderpiel, in die Zimmer zu dringen: große Wandschränke gehen von draußen in die Stuben.

Die Wirtin ist beim Marsenschemans, und der Alte wird wohl beim Punsche im Gasthose sitzen. So sagte er.

„Stehlen will ich mit, aber wenn man dein Alter doch zu Hause ist und nur ganz leise schließt?“ fragte ich.

„Wenn er Lärm schlägt, nehme ich's mit ihm auf, ein Alaps, und still ist er!“ Das wollte ich aber um keinen Preis. „Blut — Blut darf keines fließen, sonst gehe ich nicht mit!“ rief ich. „Wissen Sie, ich wollte gern von dem Gesellen loskommen und meine eigenen Wege gehen. Da fuhr er mich barsch an, er wisse längst, daß es mir nicht mehr behage mit ihm, er brauche mich auch gar nicht — aber heut' abend müßte ich noch einmal mitarbeiten, morgen mög' ich gehen, wohin ich wolle. So drohte und bat er so lange, bis wir Versprechen gegen Versprechen tauschten: er tue dem Alten kein Leid, und ich war morgen frei. Ich aber war froh und freudig, so guten Kaufs von ihm loszukommen.“



Das neue Herzogspaar von Braunschweig.

(Mit Text.)

Wochen wir durch den Schornstein in das alte Haus. Die Wirtin war nicht daheim, und als wir durch den Wand schraub in das Schlafzimmer schlichen, stand das Bett leer. Bei, das konnte gute, kampflöse Beute geben!

Durch die halbbange lehnte Tür traten wir im Dunkeln in ein großes Zimmer. An der einen Wand stand ein allmedizinischer Schraub mit sehr vielen kleinen Schubladen, in denen reiche Leute Geld und Wertpapiere aufheben.

Zadentasche. Da fiel ich ihn an, wir rangen, und ich machte so viel Lärm als möglich. Der Schläfer regte sich, er erwachte, stand auf und rief etwas. Nun war's für den Mörder zu spät, wir wichen an die Wand und huschten durch die Wandschraubtür hinaus, leise und lautlos.“

Der Kranke sank röchelnd in die Kissen, die Farbe des Todes lag auf dem fahlen Gesicht.

„Also durch den Wandschraub entfloh der nächtliche Spuk!“ sagte Joseph Valentin gedankenvoll. Dann legte er seine Hand auf die starren Finger des anderen:

„Anton Charek, das Abendbrot von gestern kommt Ihnen teuer zu stehen! Aus Wut und Rache hat jener Geselle heute morgen nach Ihnen gestochen, nicht wahr?“

„Er war nicht nüchtern und hat's vielleicht nicht so gewollt! Gott verzeih' ihm“, quackelte es unter dem Verbande hervor.

Da errißte Joseph Valentin auch noch die andere Hand des Sterbenden. „Ich bin in Ihrer Schuld, Anton Charek. Ich danke Ihnen im Namen

meiner Mutter!“

Ein Lächeln flatterte um die bläulichen Lippen: „Mutter!“

Und mit diesem heiligen Worte zog die Seele des armen Glenden aus der Welt.

Valentin drückte die gebrochenen Augen zu und strich die Decke glatt. Dann rief er die Wirtin und ordnete an, was weiter zu tun war.

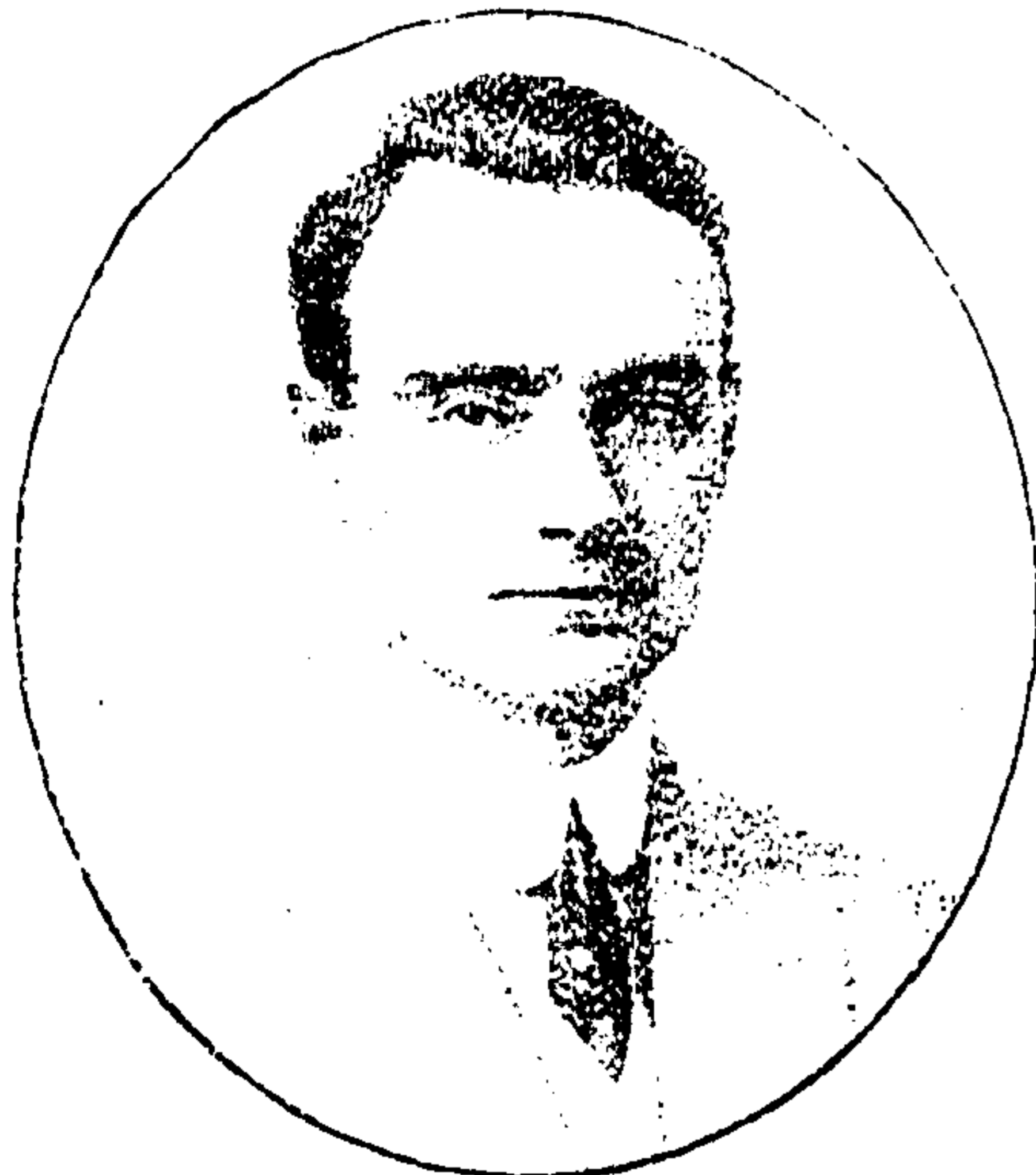
Als er dann um ein wenig später durch den weißen Wald wieder der Stadt zufuhr, verjauchte eben die Sonne purpurn im Westen. Mit roten Rosen krönte sie den zum Scheidenden ersten Tag des Jahres und ver schwand dann hinter einer tief goldenen Wolkenschwelle.

Es sah aus wie ein schöner, heller Weg, der von den silbernen Schneehügeln der Erde hinauf in den Himmel führte, und auf dem eine müde Seele, befreit von Erdenstaub und allem Weltenweh, nun wandern durfte bis zu dem Throne des Ewigen.



Gedenkstein für Anton Freiherrn von Verfall. (Mit Text.)

(Von Richard Graf, München.)



John Varroy Mitchell,

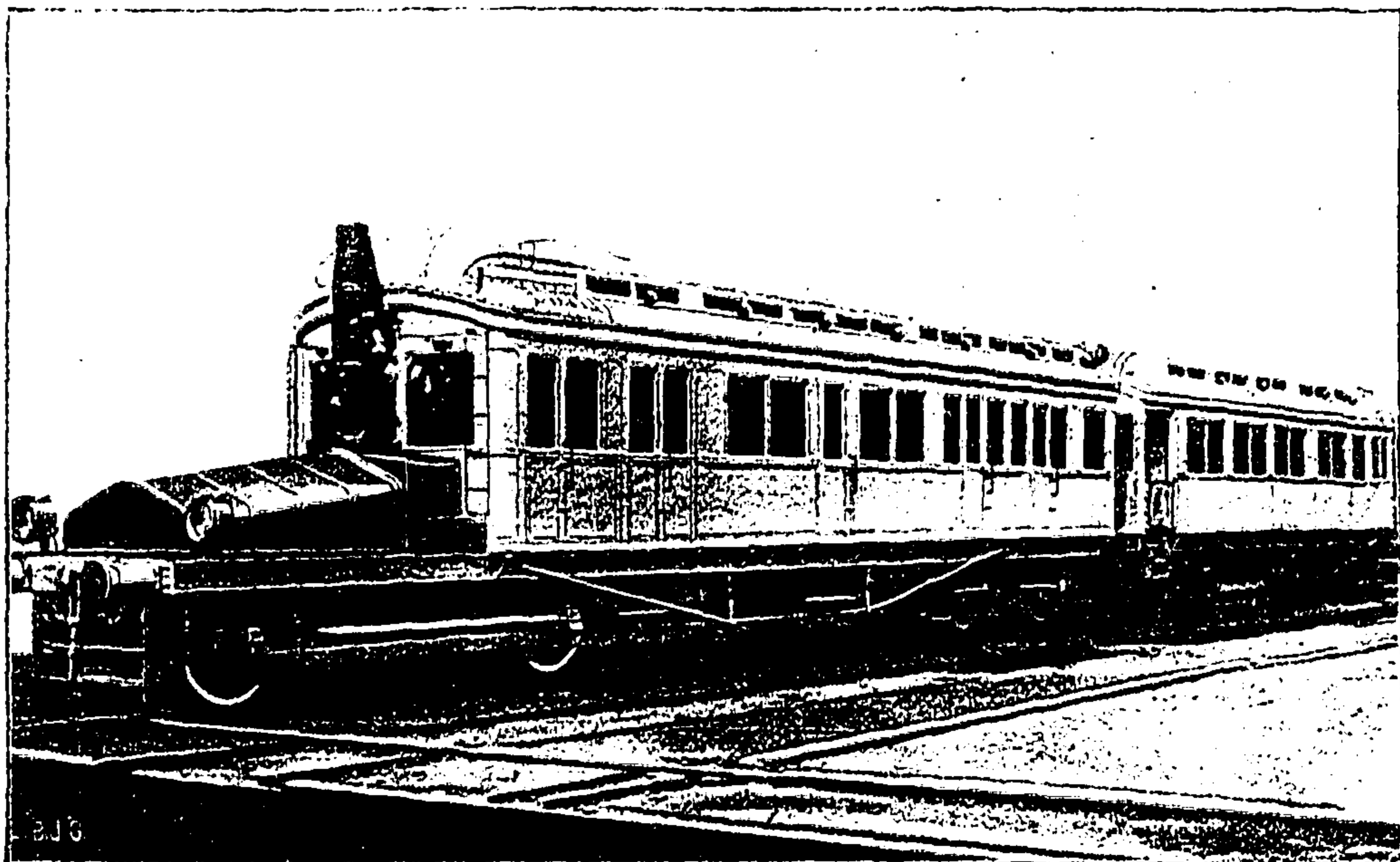
der neu gewählte Bürgermeister von New York. (Mit Text.)

Auf heißen Sohlen schoß mein Genosse darauf zu, ich schaute mich vorlichlig im Halbdunkel um, denn die Nacht packte mich plötzlich.

Da will mir das Herz stillstehen: drüben in dem Lehnstuhl neben dem Mittelienster sitzt einer und schläft tief und fest. Das Mondlicht lag auf seiner Stirn — da erkannte ich Sie sofort wieder, Doktor, und faßte die Gefahr ins Auge. Ob alt, ob jung, er würde Sie nieder schlagen, wenn Sie ihn hörten beim Rückzug. Es galt zu handeln: er oder du, sagte ich mit. Er soll aber nicht sterben! Der einzige, der seit langem wieder menschlich mit mir war! Der nicht! So deckte ich den Schlafenden mit meinem Mäntel und zupfte den Gesellen am Arme. „Du, ich höre Lärm drinnen! Laß uns wegkommen, ehe“

Da aber zeigte er gierig auf die Schubladen und wies dann spöttisch nach dem Wandschraub drüben: „Lauf weg, du Hase!“

Aber mein Gesicht mußte mehr verraten haben, als ich wollte. Er stand langsam auf, sah mir über die Schulter und gerade zum Fenster hin. Ich fühlte, was er sah. „Hut! Deshalb!“ flüßte er. Ein Griff in meine



Der neue Benzol-elektrische Hoßzug des Khediven von Ägypten. (Mit Text.)

Gefährliche Fahrt.

Skizze von Hermann Dreßler, Chemnitz. (Kamradt verfa.)

Diese Fahrt vergesse ich mein Lebtag nicht. Habe da eines schönen Tages meinen Onkel Waalen besucht. Der wohnte jenseits des Langsø-Fjordes in Berret. War ein Sammartag,

guten Punsch, und ich habe mich ja wohl etwas veripäet. Zu jener Zeit bricht in Norwegen die Dämmerung schon um drei Uhr an, um vier ist es Abend, eine halbe Stunde später Nacht.

Wichtig, wie ich aus der Tür trete, ist es schon stockfinstern. Mein Onkel ist besorgt. -- „Wo?“ entgegne ich. „Mit so 'nem Fierd ist das Spaß. Um zehn Uhr bin ich zu Haus!“



Profit Neujahr! Nach einer Zeichnung von N. W. Zentel

Windstill und kalt, daß man die Luft wie splitterndes Glas klagen zu hören meinte. Halldan, unser Brauner, war frisch beschlagen. Seit vier Tagen lag der prächtigste Schnee. Also den Schlitten aus dem Schuppen, den Braunen vor und fort ging's über Kommen, um das Fjord herum in einem Zuge, bis nach Berret zum Onkel Waalen. Der hielt immer auf einen

Marlen, der Knecht, hat schon angeschirrt. Ich springe auf den Bod, wünsche „Gute Nacht“ und lasse meinem Halldan die Schmiere der Peitsche leicht auf den kräftigen Rücken klappen. Fort geht's wie der Sturmwind!

Unterwegs kommt mir ein Gedante. „Du könntest über das Fjord fahren! Das ist bei dieser Kälte zugefroren und trägt

bequem einen ganzen Wagenzug. Spars! dabei zwei Stunden!"

— Eben bin ich an der Wegabzweigung.

Ehe ich in meinem Entschlusse noch recht fest bin, reiße ich an der linken Leine und Halsdan biegt in den schmalen Bauernweg ein, der zum Fjord hinunter führt.

Der Mond schaut hellen Auges durch die leichten Schneewolken und erleuchtet mit zauberhaften Strahlen die einsame Winternacht.

Da liegt auch das Fjord schon vor mir. Eine Fischerhütte daran, die Fenster erleuchtet. Ein Hund bellt jäh auf. Mir ist, als ob eine Stimme hinter mir herrief. Da bin ich schon mit meinem neuen Tiere auf der eiserstarrten, scheinbar unendlichen Fläche.

Nur zu! Der Hufschlag klingt hart wie auf Steinen. Ein gutes, sicheres Zeichen! Gut auch, daß Halsdan frische Eisen hat, denn der Sturm der vergangenen Nacht hat hier den Schnee wie Staub weggeegt, und das Eis ist so spiegelglatt, daß sich ein Fußgänger unmöglich auf den Beinen halten könnte.

Jetzt heißt es bloß, in der Richtung nicht fehl gehen! Solange ich die Felsbänke des Ufers sehen kann — und die kann ich bei dem hellen Mondschein und der klaren Luft lange erkennen — ist ein Abkommen vom rechten Wege unmöglich.

„Hallo, Halsdan!“

Ich schmalze mit der Zunge. Das Tier greift gewaltig an. Die Fläche unter mir scheint blisschnell nach rückwärts gezogen zu werden. Lautlos gleitet mein Schlitten dahin. So ist's recht! So gefällt mir's!

Ich schöpfe tief Atem und lasse mir von der kalten Abendluft die erhitzten Schläfen umbrausen.

Von Zeit zu Zeit wende ich mich rückwärts und richte den Blick auf die Höhenzüge, von denen ich mich rechtwinklig entferne. Sie lassen sich jetzt schwer erkennen. Ein feiner Schleier nach dem andern wallt, von leichtem Schneegewölke gewoben, über sie herab, bis sie sich in graues Dunkel hüllen und schließlich meinen Blicken ganz entschwinden.

Ich sehe nach der Uhr. Einhalb sieben!

Zufrieden mit dem Tempo, das Halsdan einhält, überrechne ich mir, daß ich in einer halben Stunde das jenseitige Ufer aus der Nacht auftauchen sehen muß; vorausgesetzt, daß da drüben nicht auch Schneegestöber niedergeht. Aber die erleuchtete Fensterfront des Herrenhauses von Langslö wird ihren Lichtschimmer weit herüber senden, so daß keine Gefahr besteht.

Trotzdem — ich weiß nicht warum — beschleicht mich eine leise Bangigkeit. Vielleicht ist es die endlose, weiße Fläche, die in mir das Gefühl des Verlassenseins aufsteigen läßt. Soweit der Blick trägt — spiegelndes Eis. Bis hinaus zum fernsten Horizonte schiebt es sich. Dort läuft es mit dem Nachthimmel in eine graugrüne Linie zusammen.

Auch Halsdan ist etwas unruhig und überträgt seine Nervosität suggestiv auf mich. Er wirft oft den Kopf nach der Seite und jagt dann davon, als ob ein Feind hinter ihm her wäre. Das ist sonst nicht seine Art.

Ich bin durch meinen sechsjährigen Aufenthalt in Norwegen die Einsamkeit der nordischen Landschaft gewöhnt geworden, sie hat mich fast selbst zum Einsiedler gemacht. Aber heute ist es mir ganz sonderbar einsam, fast grausig zumute.

Unikum! Nervenpiel! Da hilft der feste Gegenwille!

Hätte ich doch wenigstens dem Tiere das Schellengeläute umgeschürt, daß ich einmal einen anderen Laut hörte als das ewig gleichmäßige Schlagen der Hufe: klapp-klapp, klapp-klapp!

Das klingt wahrhaftig wie der Schlag eines Hammers gegen einen Sarg! Der Gedanke fährt mir plötzlich durch das Hirn. Ich glaube gar, mir läuft es einen Moment eisig kalt den Rücken hinab. Zu dumm! — Will denn das Herrenhaus von Langslö nicht bald aus der Ferne schimmern?! Nichts zu sehen!

Ich schau nach der Uhr. Dreiviertel sieben! Nun, dann muß es jeden Augenblick auftauchen. Ich berechne mir, daß ich jetzt ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt habe und mich etwa in der Mitte des Fjordes befinden muß. Ich stelle mir zugleich die beiden Entfernungen vorwärts und rückwärts vor. Da beschleicht mich wieder dieses dumme Gefühl, dessen ich mich nicht erwehren kann, weil es ein ganz neues Moment in meinem Seelenleben darstellt. Wenn jetzt wenigstens Ulf, mein großer Hofhund, bei mir wäre!

Ich pfeife ein paar Töne, nur um etwas anderes zu hören, als die pluckenden Hufe, die mich so an das Zungeln eines Sarges erinnern. Der Ton meiner Lippen kommt mir aber ganz fremd vor. Auch Halsdan ist darüber erschrocken. — Schweigend starre ich vor mich hin in die Ferne. Der Vergleich mit dem Sargdeckel, der mir irgendwoher gekommen ist, will nicht weichen. — Meine Gedanken haften daran und spinnen weiter. Ist die Eisdecke nicht schon manchem zum Sargdeckel geworden?!

Halsdan läuft noch immer gut. Ein liebes, prächtiges Tier! Aber unruhig und nervös, wie ich es noch nie gesehen habe. Es

wirft öfters den Kopf weit zurück, daß ich fast das Maul mit der weißen Schaumborte zu sehen krieger, und scheint dann entlauf davonzujagen.

Pferde haben Ahnungen! schießt es mir durch den Kopf. Oder ist am Ende am Riemenzeug etwas nicht in Ordnung? Ich halte an und springe ab, um nachzusehen. Das brave Tier drängt sich an mich und reibt den Kopf an meiner Schulter. Es sucht meine Liebstosungen so hungrig, wie ich es an ihm gar nicht gewöhnt bin. Die Klanken fliegen ihm und es scheint leicht zu zittern.

Ich streichle es über Hals und Maul und spreche freundliche, beruhigende Worte. Das ist mir jetzt selbst Bedürfnis. Es beruhigt zugleich mich selbst, zu einem lebenden Wesen zu sprechen.

Er läßt sich auch ermuntern. Ich springe wieder auf und weiter geht es mit der Geschwindigkeit, deren Segel das Grauen, die Seelenangst ist.

Nach einiger Zeit stellt sich bei dem Tiere wieder die sonderbare Nervosität ein. Sie steckt mich selbst an.

„Wenn wir doch bloß erst zu Hause wären!“

Plötzlich schreckt mich ein furchtbares Geräusch auf. Wie ferner Donner rollt es, kommt heran, pflanzt sich in die Ferne fort und verstummt. Unheimlich, tödlich, gespensterhaft hat es mich überfallen: Wie eine Mahnung an Tod und Verderben!

Halsdan ist gleichfalls zusammengefahren und jagt jetzt wild in die Nacht hinein, immerzu gerade fort, ohne Ziel wie sein Herr.

Da ist es wieder, das unterirdische, heimtückische Signal der Tiefe, jetzt stärker. Und zugleich scheint der Schlitten, wie bei einem Erdbeben, leicht auf und nieder zu schaukeln. Ich habe das Gefühl, als säße mir ein Kobold im Nacken, der mit eiskalten, knöchernen Fingern meinen Hals umkrallt. Zugleich höre ich, daß der Hufschlag hohler klingt, und es gibt einen so eigentümlichen Nachhall, als ob von unten jemand gegen die Eisdecke pochte.

Ich bringe Halsdan zum Stehen.

Das Tier schaukelt trotz der Nachtkälte, daß ihm die Tropfen herablaufen. Es hebt wie lauschend den Kopf in die Höhe. Die Ohren stehen wie zwei Kerzen starr empor.

Aber merkwürdig! Über mich ist in dem Augenblicke eine feste Ruhe gekommen. Alle dunklen Einbildungen von vorhin sind der klaren Erkenntnis der Gefahr gewichen. Ich weiß plötzlich, was ich jetzt zu tun habe. —

Ich nehme das Seil ganz lang, gehe voraus und führe das Tier weit hinter mir. Einen einzelnen Mann und ein einzelnes Pferd trägt die Eisdecke wohl, beide zugleich vermöchte sie am Ende nicht auszuhalten.

Das geht freilich furchtbar langsam, denn ich komme auf dem spiegelglatten Eise nur mühsam vorwärts. Zu unserm einsamen Marsche schlägt hin und wieder der unsichtbare unterirdische Tambour seinen grausigen Todeswirbel.

Vielleicht ist es nur eine schmale warme Meeresströmung, die sich hier entlang zieht, sage ich mir. Und als mir der Hufschlag wieder fester erscheint, stelle ich mich breitbeinig hinter den Schlitten, je einen Fuß auf eine der weitausladenden Klauen setzend und schmalze mit der Zunge, um Halsdan wieder in Trab zu bringen. — Sollte das gute Tier mit seinem Gefährt einbrechen, so kann ich im Augenblicke abspringen und werde nicht mit in die Tiefe gezogen.

Wieder geht es in jagendem Tempo dahin.

Die Uhr steht auf ein Viertel neun.

Mir will sich eben die Überzeugung aufdrängen, daß ich weit aus der Richtung gekommen bin, da sehe ich in der Ferne ein Licht aufblitzen. Gleichviel was es bedeutet, darauf zu.

Ich brauche dem Brauen keine Direktiven mehr zu geben, er hält von allein auf den hellen Fleck am Horizonte zu. Nach einigen Minuten dehnt sich der schimmernde Punkt. Ich erkenne Fenster, und wieder nach einiger Zeit schnellster Fahrt kann ich deutlich die Fenster zählen. Sechs Stück sind es, oben zu Mundbogen gleichweilt: das Herrenhaus von Langslö.

„Bald sind wir da, mein braver Halsdan!“ rufe ich freudig. Das Tier scheint aus der Länge meiner Stimme den Jubel zu hören, es wendet den klugen Kopf nach der Seite und wiehern.

Ich könnte vor Freude laut aufjauchzen, als ich endlich gegen drei Viertel neun Uhr das tödliche Fjord verlasse und zehn Minuten später auf den Hof einbiege.

Obgleich todmüde und erschöpft, übergebe ich heute Halsdan nicht dem Stalljungen, sondern schirre ihn selbst ab, führe ihn in den Stall, reibe ihm die triefenden Klanken und liebe ihn, wie man ein Mägdlein hätschelt. Und das treue, anhängliche Tier leckt mir die Hände, schmiegt den feinen Kopf eng an mich und blüht mich mit den klugen Augen an, als wollte es sagen:

„Heute ging's auf Leben und Tod!“

Das ist nun bereits siebenzehn Jahre her. Ich bin seit jener Zeit nie wieder über das Fjord gefahren.

Stärker



Geht

und

wird

eben

für

sind

in e

tän

wel

Ab

gen

daß

ob

hier

über

lact

oft

die

Schwächliche Kinder.

Von Dr. Adolf Stark, Marzenbad. (Nachdruck verb.)

Schwächliche und kränkliche Kinder sind zweierlei. Jeder Arzt weiß, daß die schwächlichen Kinder durchaus nicht einen härteren Prozentsatz bei Erkrankungen bilden, als die kräftigen und robusten. Viele Kinder, die, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, ausschauen wie das Leben, sind trotzdem nicht gesund, während andererseits das schwächliche Kind nicht nur organisch vollständig gesund sein kann, sondern auch von den typischen Kinderkrankheiten bewahrt bleibt. Ja, der Volksmund behauptet sogar, daß die schwachen Kinder zäher und widerstandsfähiger sind als die gutgenährten.

Verzierbild.



Wo ist der stützer?

Es mag dahingestellt bleiben, ob dies nicht bloß eine Selbsttäuschung ist, ein gutgemeinter Trost für die besorgten Eltern. Freilich, wenn man unter „kräftig“ überernährt oder fett versteht, dann ist diese Volksansicht richtig. Denn die

Erkrankungsziffer der fettleibigen, oft wie gedunsen aussehenden Kinder, ist tatsächlich größer als der Durchschnitt.

Die Schwächlichkeit des Kindes ist häufig angeboren. Wenn auch die Rätsel der Vererbung noch lange nicht gelöst sind, wenn auch die Ausnahmen von der Regel bei diesem Kapitel überaus zahlreich sind, so wissen wir doch, daß im allgemeinen die Körperkonstitution der Eltern auf die Kinder übergeht. Es wird darum weiter nicht überraschen, wenn schwächliche Eltern ebensolche Kinder haben.

Eine andere Ursache der Schwächlichkeit sind Ernährungsstörungen in der ersten Kindheit, im ersten Lebensjahre. Wir wissen, daß die ersten Daseinswochen die gefährlichste Epoche sind, daß die Sterblichkeit der Säuglinge um ein vielfaches größer ist als die der andern Altersklassen. Dies beruht auf der eigentümlichen Entwicklung des kindlichen Magens und Darms, welche Organe in den ersten Wochen überaus empfindlich sind. Aber nicht alle Säuglinge, die eine Magen-Darmkrankheit durchgemacht haben, sterben. Zahlreiche überstehen die Gefahr so, daß keinerlei Spur zurückbleibt, andere aber bleiben schwächlich, oft bis ins Entwicklungsalter hinein. Vielleicht handelt es sich hier um noch unerforschte, die ursprüngliche Krankheit um Jahre überdauernde Schädigungen des Verdauungssystems.

Auch Kinderkrankheiten akuter Art, wie Masern und Scharlach, können dauernde Schwächezustände hinterlassen. Es sind nicht immer die schweren Fälle, sondern im Gegenteil überraschend oft leichte und scheinbar schnell verlaufende, von denen sich die Kinder durch Monate und Jahre nicht erholen können. Die alten Ärzte waren über diese eigentümliche Erscheinung wohl informiert und gaben als Erklärung an, daß das ursprüngliche Leiden nicht genügend zum Ausbruch gekommen sei, so daß, nach ihrer Auffassung, das Krankheitsgift dauernd im Körper zurückblieb und ein längeres Siechtum bewirkte. Man sah es deshalb gerne, „wenn die Krankheit recht herauskam“, das heißt, wenn der Krankheitsauschlag den ganzen Körper recht dicht bedeckte. Diese Annahme ist freilich längst überwunden, ohne daß aber trotz der fortgeschrittenen Erkenntnis das Rätsel gelöst ist, warum die Krankheit das eine Mal gar keine, das andere Mal so schwere und langdauernde Folgen zurückläßt.

Ich habe gleich eingangs erwähnt, daß schwächliche Kinder häufig, ja zumeist organisch gesund sind, das heißt, daß alle wichtigen Teile ihres Körpers normal funktionieren. Wenn trotzdem das Kind in der Entwicklung zurückbleibt, kann die Ursache eine derartige sein: entweder die aufgenommene Nahrungsmenge ist nicht genügend, oder aber es wird zwar genug gegessen, aber der noch vielfach unerforschte innere Chemismus des Körpers arbeitet nicht richtig, so daß die Nahrung offenbar nicht vollkommen ausgenützt wird. „Bei dem Kinde schlägt es nicht an“ ist eine Redensart, die in vielen Gegenden für die letztere Form der Schwächlichkeit üblich ist.

Daß ungenügende Nahrungsaufnahme eine Schwächung des Körpers bewirken muß, wird jeder ohne weiteres verstehen. Die Nahrung ist die Kraftquelle des Körpers. Aus ihr erseht er die der Arbeit aufgebrauchten Kräfte, durch ihre Verdauung — im wesentlichen eine Verbrennung ist —, erzeugt er die not-

wendige Lebenswärme. Beim Kinde muß die Nahrung aber noch das Material liefern, das Wachstum aller Organe zu bestreiten. Das Kind wird also unter normalen Verhältnissen relativ mehr Nahrung brauchen als der Erwachsene. Darum kommt es auch beim gesunden Kinde fast nie zu einem Fettsatz. Dieser Umstand wiederum bewirkt, daß eine auch nur vorübergehende Einschränkung der Nahrungszufuhr beim Kinde stärker schwächend wirkt als beim ausgewachsenen Menschen. Denn der letztere erseht das Manko aus seinem Fettvorrat, was das Kind nicht vermag.

Eine dauernde Unterernährung des Kindes, wie sie bei armen, sehr kinderreichen Familien vorkommt, wird naturgemäß dazu führen, daß der Körper schwächlich bleibt. Allerdings ist schon ein hoher Grad von Unterernährung notwendig. Auf dem Lande sehen die Kleinen trotz der knappen Kost oft geradezu blühend und auffallend kräftig aus. Die Ursache liegt darin, daß die Bauernkost dem Kinde überaus beförmlich und seinem Organismus sehr gut angepaßt ist. Das Kind braucht wenig oder gar kein Fleisch, kann aber das Mehl in den verschiedensten Formen, sowie das Fett nur schwer entbehren. Die einfachsten und natürlichsten Produkte, wie Eier, Milch und Butter, die auf dem Lande nicht hoch im Preise stehen und die eigentliche Nahrung bilden, sind für das Kind am beförmlichsten. Viel schlechter in dieser Beziehung sind die Arbeiterkinder der Großstadt daran, die auch zumeist bedeutend schwächer sind als ihre Altersgenossen vom flachen Lande. Allerdings tragen hier auch die Wohnungsverhältnisse viel schuld.

Vielleicht ebensooft als die durch wirtschaftliche Not bewirkte Unterernährung wird die chronische Appetitlosigkeit, welche gerade bei verwöhnten und verzärtelten Kindern der besten Klasse häufig auftritt, die Ursache der Schwächlichkeit sein. Auf die Ursachen dieser Appetitlosigkeit soll hier nicht eingegangen werden.

Wenn das Kind genügend isst und trotzdem schwächlich bleibt, ist stets erst die Frage zu erledigen, ob nicht eine unzureichende Zusammensetzung der Nahrung die Schuld trägt, daß das Aussehen des Kindes sich nicht bessert. Erst wenn diese Frage verneint werden kann, muß man daran denken, daß irgendeine Schwäche, irgendeine noch unerforschte Unregelmäßigkeit der Verdauung zugrunde liegt. Systematische Beobachtung durch einen sachkundigen Arzt wird in solchen Fällen oft Wunder wirken. Die so lange vernachlässigte Frage der Ernährung des gesunden und kranken Menschen ist im letzten Jahrzehnt Gegenstand eingehender Studien und Versuche gewesen, und gerade auf diesem Gebiete hat sich in den letzten Jahren die Kenntnis des Arztes gewaltig gesteigert und damit auch die Möglichkeit, Abhilfe zu schaffen.

Zur Beseitigung der Schwächlichkeit lassen sich keine allgemeinen Ratsschläge geben. Das wird schon der Laie verstehen, der die vorstehenden Zeilen mit Vernunft gelesen und daraus die verschiedenen Ursachen der Schwächlichkeit ersehen hat. Was in einem Falle von Vorteil ist, kann im andern Falle schaden. Das gilt zum Beispiel, um nur einen Fall zu erwähnen, von den verschiedenen Formen des Sports, wie Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und dergleichen.

Im allgemeinen bewirkt der natürliche Bewegungstrieb des Kindes schon an und für sich, daß dieses keinerlei Sport nötig hat wie der Erwachsene, den der Beruf zu unzureichender und unhygienischer Lebensführung zwingt. Gewiß wird systematische Übung die schwächlichen Muskeln stärken, sie kann aber andererseits den schwächlichen Organismus überanstrengen und schädigen. Die sogenannte Abhärtungstheorie bei schwächlichen Kindern ist nur mit großer Vorsicht zu betreiben.

Im übrigen mögen sich die Eltern schwächerer Kinder damit trösten, daß solche später oft die kräftigsten Leute werden. Das Entwicklungsalter bewirkt hier oft ans Wunderbare grenzende Veränderungen. Bei den Orientalen zum Beispiel sieht man fast nur nach unseren Begriffen schwächliche Kinder, während die Erwachsenen zumeist kräftig und wohlgenährt sind.

Sinngedicht.

Mach' dir dein Herz zum Haus,	Verlern' auch nicht dabei,
Wo du -- dein eig'ner Gast	In diesem Haus zu lachen;
Gehst freundlich ein und aus,	Die Welt kann vielerlei,
Wohl wissend, was du hast!	Nur selten: glücklich machen!

Ello Frommer.



Prinz Wilhelm zu Wied. Prinz Wilhelm zu Wied, der die Kandidatur für den Thron des Fürstentums Albanien angenommen hat, entstammt der in Neuwied residierenden rheinischen Fürstengrafenfamilie. Der neue Herr des albanischen Reiches ist am 26. März 1876 in Neuwied geboren; er besuchte

das Gymnasium seiner Vaterstadt. In Jena studierte Prinz Wilhelm Rechts und Staatswissenschaften und trat im Jahre 1896 in die preussische Armee ein. Jüngere Zeit wirkte er im Großen Generalstab, bis er kürzlich zum Militärminister bei den Garderegimenten in Potsdam ernannt wurde. Der mäßig in Prinz Wilhelm zu Wies seit 1906 mit der am 21. Mai 1885 ge-



Frauen-Emancipation.

„Ich bin ganz außer mir; jetzt um 1 Uhr kommt er nach Hause. Wo, wo warst du denn?“
„Ja, wo warst denn du?“
„Ich? In meinem Klub.“
„Ich auch in meinem Klub!“

borenen Prinzessin v. Schönburg Waldenburg, welcher Ehe eine Tochter, die am 19. Febr. 1909 geborene Prinzessin Marie Eleonore, entsprossen ist.

Denkmal für Justus v. Liebig in Darmstadt. Dem berühmten Chemiker Justus v. Liebig ist kürzlich von seiner Vaterstadt Darmstadt ein Denkmal errichtet worden. Das Denkmal ist aus Euviller Marmor hergestellt. Es wird bekrönt von einer allegorischen Hauptfigur, die Wissenschaft darstellt, die in ihrer Rechten ein entzweigtes goldenes Nigürchen hält als Symbol auf die Chemie, die uns die Natur und ihre Geheimnisse enthüllt. Im vorderen Mittelteil ist der Kopf J. v. Liebig eingemeißelt.

Das neue Herzogpaar von Braunschweig. Der alte Herzogshron von Braunschweig, der lange Zeit verwaist war, lebt nun wieder zu neuem Glanze auf. Herzog Ernst August von Braunschweig, aus dem Geschlechte der Welfen, zog mit seiner Gemahlin, der Kaiserstochter Viktoria Luise, in den ersten Novembertagen

in Braunschweig ein, um den Thron seiner Vorfahren zu bestiegen. Der letzte Herzog von Braunschweig war Herzog Wilhelm, der in seinem Schlosse Salsburg in Schlesien am 18. Oktober 1884 starb. Da weder er noch sein verlebener Bruder Herzog Karl vermählt war, so erloich mit ihm die ältere welfische Linie. Die jüngere Linie, deren Haupt der jetzt in Gmunden lebende Herzog von Cumberland, der Sohn des 1878 verstorbenen Königs Georg von Hannover ist, erichien nun zwar zur Erbfolge in Braunschweig berufen, war aber am „sofortigen Regierungsantritt behindert“. Es folgte daher eine Regentenschaftsperiode: während dieser führte zueh Prinz Albrecht von Preußen und nach dessen am 13. September 1906 erfolgten Tode Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der am 28. Mai 1907 zum Regenten gewählt wurde, die Regierung des Landes.

John Parroy Mitchell. John Mitchell wurde nach einem heftigen Wahlkampf mit einer Majorität von hunderttausend Stimmen zum Bürgermeister von Kenner gewählt.

Gedenkstein für Anton Freiherrn von Verfall. Dem beliebten Dichter und Schriftsteller Anton Freiherrn von Verfall wurde am 2. November, der ersten Wiedertekehr seines Todestages, mitten in dem von ihm so sehr geliebten Schliersee-Bezirk ein schlichter Gedenkstein gesetzt, ein Findlingsblock, in den ein von Professor Hildebrand modelliertes Medaillonbild des Verewigten mit der Unterschrift: „Dem Menschen, Dichter und Weidmann A. Freiherrn von Verfall 1912“ eingelassen wurde. Der Gedenkstein hat seinen Platz am lieblich romantischen Spitzingsee gefunden, er stellt eine Stiftung des Bayerischen Jägervereins dar.

Der neue benzol-elektrische Hojzug des Khediven von Ägypten. Der Khedive von Ägypten hat sich einen neuen benzol-elektrischen Hojzug erbauen lassen. Derselbe besteht aus einem Salomwagen und einem Begleitwagen für Gefolge und Dienerschaft. Jeder der beiden Wagen besitzt eine vollständige Ausrüstung mit Verbrennungsmotor, Dynamo und elektrischen Motoren, und bei Defekten kann der Zug mit der Ausrüstung eines Wagens allein mit verminderter Geschwindigkeit weiterbefördert werden.

Allerlei

Genügt. „Sie sagen, Ihre Frau sei Ihr Hausarzt? Hat sie denn Medizin studiert?“ „Nein, aber sie verbietet mir 's Bier und 's Rauchen!“

Bezeichnend ausgedrückt. Antimus: „Na, Graf, nun wird man dich doch wohl bald als Schwirgerjohn des Multimillionärs begrüßen können?“ Graf: „Ja, denn ich stehe gewissermaßen schon mit einem Fuß in seinem Portemonnaie!“

Missverstanden. „Was hast du während der acht Tage, wo du in München warst, gemacht?“ „Täglich hab' ich zehn Maß Bier getrunken!“

„Das ist alles?“ „Ja, mehr hab' ich nicht vertragen können!“

Wie du mir, so ich dir. Die Kammer zu W. reichte bei der ihr vorgetienten Rechnungsbehörde die Nachweisung über die verbrauchten Schreibmaterialien ein, zu einer Zeit, als man die Stahlfeder noch nicht kannte und noch mit den Federkielen oder Federpulven der Gänse schrieb. In dieser Nachweisung war für Federpulven in Ausgabe gestellt: „Für acht Manuskripten, jedem täglich eine Feder, beträgt monatlich acht Bund Federpulven.“ Der Rechnungsrevisor machte dabei das Monitum: „Ein Bund Federpulven enthält 25 Federn: da aber Sonntags in der Kanzlei nicht

gearbeitet wird, erhält jeder Manuskriptist wöchentlich nur 6, mithin in vier Wochen nur 24 Federpulven: es fragt sich also, wo die eine noch erübrigte Federpulve jedes Bundes, mithin die monatlich erspart werdenden acht Pulven bleiben?“ - „Diese“, erwiderte die Kammer, „werden sorgfältig aufbewahrt, um damit solche Rechnungsmonita zu beantworten.“

Eine antike Anekdote. Es war am Tage nach dem Raube der Sabinerinnen. Die Männer, ihrer Frauen und Töchter beraubt, jammerten. Einer derselben aber schien untröstlich und schrieb so entsetzlich und raufte sich die Haare, daß ein Freund zu ihm sagte: „Benimm dich doch vernünftig, wir haben ja doch alle unsere Frauen verloren.“ - „Ja, du hast gut reden,“ erwiderte der Sabiner schluchzend, „aber meine Frau hatte sich versteckt - und die haben sie nicht gefunden!“

Einst und jetzt. Unter den jetzt lebenden erwachsenen Mädchen besteht vielfach der Glaube, daß sie für das Haus und die Gesellschaft weit gebildeter und tüchtiger seien, als die Mädchen der näheren und ferneren Vergangenheit, und sie sehen deshalb mit Geringschätzung auf jene zurück. Daran tun sie aber sehr unrecht, denn ein überlieferter alter Vers, der sogar aus Großmutter's Zeit stammt, gibt Kunde davon, was ein Mädchen von dazumal alles können und verstehen mußte, um als gebildet zu gelten und die Hoffnung zu geben, einmal eine gute Hausfrau zu werden. Dieser etwas humoristische Vers lautet:

Schreiben, Plätten, Rechnen, Stricken, Zeichnen, Singen, Zudeckloffen, Klügelspielen, Kratenspiden, Sträuße, Gänse, Bettenstopfen, Maternissen, Kocherei, Das und viel, viel andres noch, Erdbeschreibung, Schneiderei, Müßt ihr lernen gründlich doch, Pöfeln, Häkeln, Weltgeschichte, Wollt ihr einst vor Gott bestehen, Stilversuche, Ziehen der Lichte, Und zufriedne Eltern sehen, Puttern, Englisch, Weißes nähen, Wissenschaft und Wirtschaft sind, Krankenslege, Spinnradrehen, Hierde selbst dem schönsten Kind.

G. J.

Gemeinnütziges

Blühwein. Rotwein wird heiß gemacht, geküßt, mit dem Saft von frischen Zitronen und einem Glas Arrak gewürzt. (1 Flasche Rotwein, Saft von 2 Zitronen, 1 Weinglas Arrak.) Nach Belieben gibt man einige Kelken und ein Stück ganzen Zimt zu.

Kalter Punich. ¼ kg Zucker wird mit ½ Liter Wasser aufgetocht und ausgeschäumt, dazu kommen 2 Flaschen Rheinwein und ¼ Liter feiner Arrak. Diese Mischung wird kurz bis vor das Stochen gebracht, dann preßt man den Saft von zwei frischen Zitronen hinzu, stellt ihn auf Eis und serviert ihn kalt.

Zur Winterzeit empfindet es sich, den Hühnern eine größere Mearation zu verabreichen. Mais ist ein fettbildendes Futter und hält den Körper wärmer als alle anderen Getreidearten.

Das Schwefeln der Obstkammern hindert die Fäulnis keineswegs. Es kann nur vorbeugend wirken und macht öfteres Durchziehen nicht überflüssig. Natürlich kommt in gut und häufig geschwefelten Kammern der Fäulnisstich so leicht nicht auf.

Junge Firsichveredlungen (Tulanten) sind bei strengem Frost zu schützen, was am einfachsten erfolgt, indem man die Veredlungsstellen mit Holz- oder Papiervolle umlegt und dieses mit Pergamentpapier oder dergleichen umwickelt. Das gleiche ist bei Aprikosenveredlungen angebracht.

Meisen sind die einzigen Insektenfresser, die über Winter bei uns haufen. Um sie in die Obstgärten zu locken, befestigt man einige Tannenzweige in den Bäumen. Sie leisten dann gern Folge und machen auf Ungeziefer Jagd.

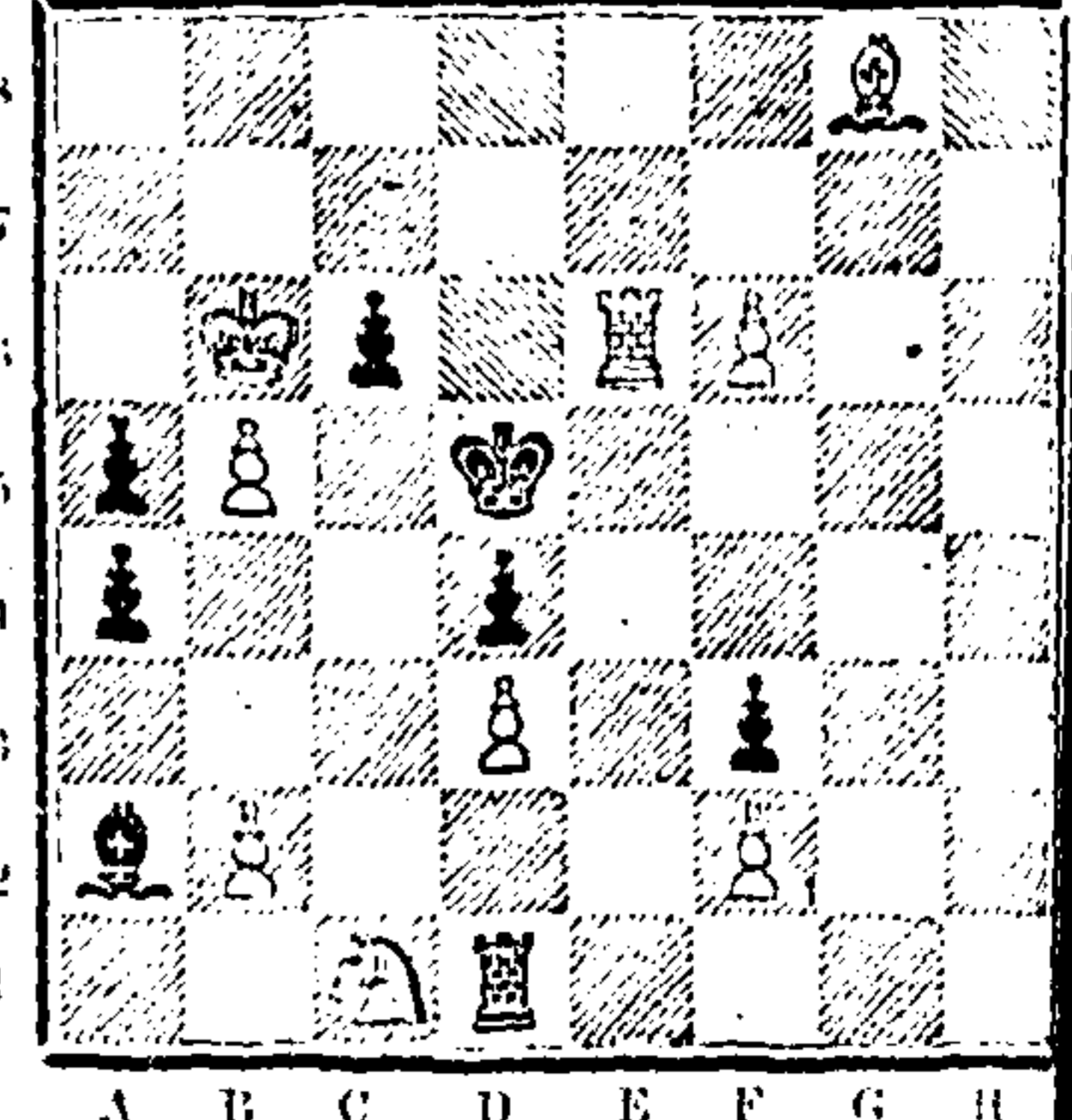
Zur Anzucht von Topfobstbäumchen eignen sich einjährige, kräftige Veredlungen am besten. Sie gewöhnen sich in die engen Raum und beschränkten Wachstumsverhältnisse besser ein als ältere Bäumchen.

Anstößung.
B
SEM
ALTAR
EUPHRAT
L
E
LEA
SIMON

- Schachlösungen:**
Nr. 91. 1) e 1 - e 5 droht 2) D 1 matt.
1) . . T h 6, S 2 7, S h 6, S e 3, S g 3
2) D e 1, f 4, f 3, f 2 matt.
(NB. 1) . . S e 2 2) D h 1 matt und
1) . . S h 3 2) S f 3 matt.
Nr. 95. 1) S e 5 - g 4 droht 2) S e 3,
2) S f 6 und 2) S f 4 matt.
1) . . L h 3, L f 1,
S g 8, S 8 f 2
2) S e 3, S f 6, S f 1,
S e 7, e 4 matt.
(NB. 1) . . S g 1; 2) e 7 matt.)

- Nichtige Lösungen:**
Nr. 87. Von E. Kollichenreuther in Nordheim.
Nr. 90. Von A. Goetlicher in Weisweiler, S. Württemberg in Könnigsbrud., W. Schamberger in Pöfmed., H. Schmittlull in Seinsheim, Prof. A. Wagner in Wien.
Nr. 91. Von E. Fischer in Stuttgart, W. Schamberger in Pöfmed., H. Schmittlull in Seinsheim.

Problem Nr. 96.
Von W. Haffen in Bedule, Schwarz.



A B C D E F G H
Weiß.
Matt in 4 Zügen.

Anstößung des Weihnachtörzfelds in voriger Nummer:
Allen Lesern eine fröhliche Weihnacht!

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.